Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Das Bekenntnis [Schluss]
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573956

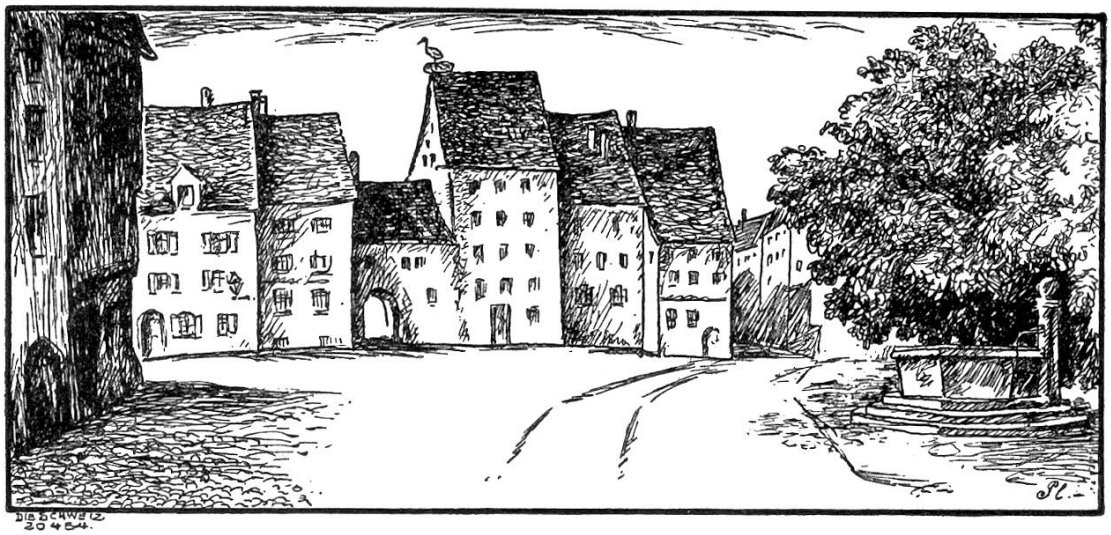
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



H. Plattner, Zürich. Kleinstadt.

Tag im Herbst

Herbstsonnenmilde, leichter Nebel steigt,
Und aller Bäume Sommersehnen schweigt:
Es ist erfüllt; die müden tragen schwer
Und heben kaum die Blätterlider mehr.

Und jede Frucht, die sacht sich löst und fällt,
Ist einer Träne gleich, die nichts mehr hält,
Die nicht mehr Träne, sondern Frucht nun ist...
O Tag im Herbste, wie du seltsam bist!

Walter Dietiker, Bern.

Das Bekenntnis.

Novelle von Jakob Schaffner, Berlin-Schöneberg.

(Schluß).

Ich komme zum letzten Akt meines Lebens. Ich stand nun dem Gespenst meiner Mutter — im Grund meiner sittlichen Anfechtbarkeit — wieder unmittelbar Auge in Auge gegenüber. Anstatt vorwärts war ich rückwärts gekommen und hatte eine bedeutende Schuldenlast abzuzahlen, die mich etwa zehn Jahre lang — die ausschlaggebenden Jahre des Mannes — von der eigenen Unternehmung abhalten würde. Wieder ging ich mit mir zu Rate. Wie hatte ich mich auf diese Tatsachen einzustellen? Nun, es war einfach. Wirtschaftlich mußte ich einen neuen Impuls einsetzen, und gesellschaftlich brauchte ich als Gegengewicht gegen die Mutter eine Frau aus sehr gutem Haus, wo alles erstklassig und unantastbar war — auch für Gespenster. Aber zuerst der neue Impuls; mit leeren Händen konnte ich in jenen Regionen nicht auf die Freite gehen. In Stockholm hatte ich gesehen, wie unter Umständen mit einem glücklichen Griff viel Geld zu machen ist, wenn man etwas einzusetzen hat. In dieser angenehmen Lage war ich auch nicht einmal mehr im kleinen Maßstab. Nun, ich half mir auf einem nicht ungewöhnlichen Wege. An jeden tüchtigen Bankmann machen sich Leute heran, die gern etwas von seinen Kenntnissen profitierten. Sie bilden sich ein: wenn unsereiner spekuliert, das muß Griff auf Griff ein Erfolg sein. Einen solchen gläubigen

Menschen wählte ich mir aus; ich traf mit ihm ein Abkommen auf Halbpart des Gewinns, und keiner von beiden hatte es zu bereuen. Ich besitze ein angeborenes und dazu umsichtig entwickeltes Talent der Voraussicht und der Kombination; an Kenntnissen fehlte es mir nicht, um zu wissen, was überall da war. Nach einigen vorsichtigen Einsätzen, die gleich ins Schwarze trafen, stellte er mir eine runde Summe zur Verfügung, so daß ich nun Spielraum hatte. Kurz, nach wenig mehr als einem Jahr hatte ich alle Schulden abbezahlt und mir noch obendrein ein kleines Betriebskapital ausgesondert, mit dem ich ganz privatim operierte. Man wird erwarten, daß beim günstigen Gang der Dinge mir nun mein rascher Entschluß mit Astrid leid tat und ich auf die Sache zurückzukommen suchte. Das erstere stimmt insofern, als ich, wie schon gesagt, eine immer blutende Wunde davon in mir trug; aber das zweite beruht auf schlechten Maximen: was man einmal zerschlagen hat, soll man nicht wieder flicken wollen. Zu klar war mir inzwischen mein moralisches Verhältnis zu ihr geworden. Es war ein Abhängigkeitsverhältnis in aller Blutsüße — dasselbe, das meinem Vater zum Verhängnis geworden war, nur potenziert durch meine Kindeshinfälligkeit zur Mutter. Wer etwa glaubt, daß mich über ihren letzten Streich nun eine kalte Wut gegen sie erfüllte, der versteht immer noch wenig von mir. Wie sollte ich denn zu solchen Empfindungen kommen? War ich nicht ihr Fleisch und Blut? Hatte ich nicht in ihrem Leib gewohnt? Umwebte und durchdrang mich nicht das Geheimnis ihrer Mutterschaft und ihres Weibtums? Es war ja gerade ihr Mysterium, das mich mit wachsenden Jahren immer tiefer in seinem Bann hielt und mich nicht zum unabhängigen Mannesleben kommen ließ. Selbst von ihrem letzten Schlag gegen mich war mir eine mir selber unerklärliche nachhaltige Verzauberung geblieben. Es war keine glückhafte Verzauberung, durchaus nicht! Düstere Ahnungen durchzuckten sie manchmal. Ein immer wieder neu aufweinendes Mitleid mit ihrem verführten und verleiteten Leben durchrauschte sie wie ein Gewitterschauer, und der grollende Ton fehlte auch nicht darin; wenn mir der Opernsänger noch einmal in den Wurf kam — ich wußte nicht, was ich mit ihm machte. Aber heimlich, ganz tief in meinem Wesen, war für mich etwas Anziehendes daran; es ist vielleicht bloß beispielhaft zu erklären durch die einfache Steuerwendung, die ich auf ihren Streich hin kurz entschlossen meinem eigenen Leben auf das Abenteuer zu gab. Aber davon war mir selber nichts bewußt; ich selber habe die Zusammenhänge erst in der allerletzten Zeit erkannt.

Das Werk der finanziellen Wiederherstellung ging nun rasch vorwärts. Im Lauf des zweiten Jahres hatte ich mein eigenes Geld auf den fünfzigfachen Betrag gebracht. Ich trat darauf aus der Bank aus und etablierte mich mit dem Kapital meines Klienten, der mir noch einige andere Parteigänger zubrachte, selbständig. Um das erfolgreich und ohne Harz an den Kleidern durchzuführen, was ich in der nächsten Zeit machte, muß man sehr geschickt, sehr scharfsichtig, sehr bestimmt verfahren und außerordentlich exakt und dezent auftreten. Ich beabsichtigte ja nicht, Börsenjobber und Schieber zu werden; ich wollte über allem innern Elend bloß rasch zu Geld und damit zur gesellschaftlichen Rehabilitation kommen, dann rechtzeitig meinen Wagen abkoppeln und als makelloser Gentleman den Rest meines Lebens im Kreis meiner Mitbürger und Standesgenossen verbringen. Ich sah daher sehr scharf darauf, daß sich mir keine unerwünschten Mitläufer hinten anhingen, die mir nachher die Rückschwenkung erschwerten. Eigentliche anrüchige Geschäfte machte ich auch jetzt nicht; ich nützte einfach unerbittlich meine Kenntnisse und Fähigkeiten aus. Ich eröffnete eine kleine Bank in Effekten und Lombarden, und wo einmal eine Strömung ist, drängt immer mehr Wasser zu. Es sind in kurzer Zeit sehr viele flüssige und flüchtige Werte durch meine Hände gegangen; wenn ich sie abends wusch, so war ich immer um Tausende reicher. Ich hatte nie Mühe, Geschäfte zu bekommen; aber ich mußte mich ständig anstrengen, nicht zuviel zu bekommen und nicht von meinem klar vorgesteckten Ziel abgetrieben zu werden. Meine frühern Vorgesetzten, mit denen ich jetzt manchmal in eigenen

Interessen zu tun hatte, sahen mir aufmerksam und still zu; aber niemals fanden sie Anlaß, mich zu warnen, und immer spürte ich neben mir in aller Vorsicht ihre fortdauernde Achtung. Diese machte ich mir auch sozusagen zum Seitengeländer, das mich vor dem Absturz zu bewahren hatte. Wenn mir etwas passiert wäre, so hätten sie mich natürlich ohne Wimperzucken fallen lassen; ich hätte in ihrem Fall genau dasselbe getan. Es ist wert zu beachten, daß in den Kreisen, die die meisten amoralischen Handlungen begehen, am schärfsten auf gute Form und Stubenreinheit gesehen wird. Ich denke an die Kreise der Finanz und der Diplomatie; zu ihnen gehört übrigens auch der Offiziersstand, der auf Tötung gegründet ist. Ich fing jetzt an, einen Zylinder zu tragen, und nie mehr sah man mich anders als in dunkelm Jackett und gestreifter Hose, Lackschuhen und Glacés; auch achtete ich sorgfältig darauf, daß irgendein gediegenes Schmuckstück an mir zu bemerken war, ein wertvoller alter Ring, eine schöne Perle in der Krawatte, elegant gearbeitete goldene Manschettenknöpfe. Das ist wichtiger, als mancher denkt, wenn man Geschäfte machen will. Ich lernte Leute kennen, die nicht vorwärts kamen, weil sie sich nicht zu kleiden wußten. Das gilt übrigens für alle Stände. Längst besaß ich eine große, geschmackvoll möblierte und ausgestattete Wohnung in bester Gegend.

Ich konnte nun deutlich voraussehen, daß ich meine Zwecke in nicht zu ferner Zeit erreichen würde. Die aufreibende Tätigkeit der ersten Jahre mit ihren unausgesetzten Spannungen und ihrer geheimen Hast, mit ihrer schlafraubenden Sorge und nachtwandlerischen Sorgfalt war bereits unvermerkt für fremde Augen — mit Ausnahme meiner frühern Vorgesetzten, die alles sahen — auf ruhigere und normalere Bahnen gelenkt.

Schon hatte ich ein an sich höchst ehrenvolles Angebot einer gut eingeführten Großbank abgelehnt. Ich zielte höher hinauf, und auch dies wußten meine ehemaligen Vorgesetzten, ohne daß ich es ihnen gesagt hatte; aber ich sorgte dafür, daß sie diese Ablehnung erfuhren. Mein Privatvermögen lag bei ihnen; sie wußten also Bescheid über meine Verhältnisse. Außerdem arbeitete ich nachgerade so eng mit ihnen, daß die völlige Vereinigung in meinem Sinn nur noch eine Frage der Zeit sein konnte, und dann saß ich tatsächlich im Herrensattel. Der gute Ruf war alles. Meine Mutter hatte man vergessen oder verziehen. Mit ihrer Rückkehr rechnete man nicht mehr.

Unter diesen günstigen Umständen trat ich jetzt schon so sicher auf, daß ich seit einiger Zeit angefangen hatte, mich einer jungen Dame aus den vornehmsten Kreisen zu nähern; Generalstochter aus ziemlich altem Adel, aber arm, sorgfältig von einer ausgezeichneten Mutter erzogen, schön, klug, reizvoll, doch sehr kühl, durch die Mutter mit Beziehungen zur Diplomatie und Regierung, gute Reiterin ohne Waghalsigkeiten, kurz: eine kultivierte, früh abgeklärte Persönlichkeit, wie sie bloß ein alter, bewußter Stand hervorbringt. Ein solches Gut mußte ich nun noch in meinen Besitz bringen, so konnten mir Teufel und Hölle nicht mehr an, besaß ich nicht nur meine klare Rechtfertigung, sondern auch eine unerschütterliche Stellung von Einfluß und Macht. Ich hätte mit großer Wahrscheinlichkeit auch im Haus meines ehemaligen Direktors Glück haben können; aber auch hier dachte ich weiter. Gegenüber diesem Mann wollte ich im Hinblick auf die kommenden Entwicklungen nicht verwandtschaftlich gebunden sein; es war vielleicht nötig, zur Erreichung meiner dortigen Ziele rücksichtslos vorzugehen und auch geheime Kräfte spielen zu lassen, und dazu brauchte ich vollkommene moralische Unabhängigkeit. Außerdem eröffnete mir die Verbindung mit Judith ja Beziehungen zu der höchsten Gesellschaft, und bei der innigen Fühlung von Finanz und Staat konnte das von den wichtigsten Folgen für mich sein.

Dazu kam, daß ich dies aristokratische Wesen hoch verehrte. Auf dem moralischen und gesellschaftlichen Niveau, das ich durch Jahre hindurch mit aller Leidenschaft und Energie angestrebt und immer noch nicht ganz erreicht hatte, stand sie von Geburt an in vollkommener Selbstverständlichkeit.

Diese Tatsache enthielt mir eine so hohe Versicherung, eine solche feste un-

wandelbare Zuversicht und Fundamentalrealie, daß ich sie geradezu als Ergänzung und Krönung meines bisherigen Lebens betrachtete, ohne die es ein Schuß ins Blaue war. Alles, was ich war und besaß, legte ich ihr besinnungslos zu Füßen, nachdem ich einmal mit mir über ihren hohen Wert einig geworden war. Ich habe nie gezögert, für ein gehaltvolles Gut oder ein wichtiges Ziel jeden Preis zu bezahlen, wenn es mich weiterzubringen versprach. Hier handelte es sich für mich um sublimste menschliche Werte, die einmal im Leben begegnen und nie wieder.

Es ist ja heute beliebt, über Standesbegriffe und dergleichen hinwegzugehen. Bei vielen ist es Heuchelei, bei manchen angeborene Ruppigkeit, und nur bei ganz wenigen ist's kein Neid, sondern wirkliche natürliche Freimütigkeit. Ich weiß nicht, ob eine Kultur ohne Standeseinrichtungen möglich ist; Tatsache ist vorläufig, daß die bisherige darauf beruht und ohne sie nicht geworden wäre. Was morgen sein wird, geht mich nichts an; von der „fortschreitenden Revolution" mögen die leben, die das Talent dazu haben. Die Stände sind jeder für sich eine Macht. Man kann den feudalen Stand abschaffen; dann wird die Plutokratie an Einfluß gewinnen, und ob dann die Welt schöner und besser wird, erscheint mir wenigstens zweifelhaft. Ich spreche hier mit reichlichen Erfahrungen als gewiegter Finanzmann, wie ich mich nennen darf. Wenn wir machen dürften, was wir wollten, ohne von einem anständigen Staat und von einer feudalen Aristokratie im Zaum gehalten zu werden, dann hätten wir in kurzer Zeit die offene Korruption, wie man sie in gewissen andern Ländern beobachtet. Manche sind ja lüstern nach diesem Zustand; ich habe ihn nie ersehnt. Ich besaß also auch allgemeine ideale Gründe, die mir jene Verbindung wichtig machten. Kamen dazu noch die rein menschlichen Vorzüge: weibliche Schönheit, Bildung, repräsentative Fähigkeiten, mit denen ein großes Haus zu machen waren, Stil und noble Gesinnung — das ist ja eine schlechte Zucht, auf welche nicht etwas von der Exzellenz des Vaters übergeht — und dann die Genüsse der Rivalität mit Offizieren und jungen Staatsbeamten, Landjunkern und Akademikern aus guten Häusern — ohne Zweifel, ich war zu beneiden. Am meisten freute mich mein Vorsprung über die Akademiker, weil ich gerade auf ihren Rang unter den größten Schmerzen und Beschämungen verzichtet hatte. Jetzt war das Gleichgewicht wieder hergestellt! Ich stand auf gleicher Ebene mit allen Männern meines Alters und rüstete mich in einer gewissen Festlichkeit darauf, nun durchs Ziel zu gehen. Meine Geschenke wurden kostspieliger; aber sie waren niemals protzig. Mit ängstlicher Sorgfalt hütete ich die gute Linie: auch das kostbarste Geschenk sah eigentlich nie danach aus; bloß mit Blumen trieb ich eine sinnvolle Verschwendung, da ich gemerkt hatte, daß sie das gut aufnahm. Ich muß hier bemerken, daß sie außerordentlich empfindlich war gegen jeden Verstoß, sogar überempfindlich war sie, und auf diesem Gebiet schwebte ich ihr gegenüber in ständiger Angst. Es brauchte verzweifelt wenig für sie, daß sie einem Menschen den Rücken drehte und ihn nie wieder ansah. Ich war der einzige Bürgerliche, mit dem sie sich näher einließ, und wie oft dachte ich darüber nach, warum gerade ich diesen Vorsprung bei ihr hatte. Andere waren doch auch reich, ja manche waren schon von Hause aus so begütert, wie ich es erst im reifen Mannesalter zu werden hoffen konnte. Ich vermochte den Grund immer nur darin zu finden, daß ich am besten angezogen war, die freiesten und elegantesten Allüren hatte und vielleicht die umfassendste Bildung besaß. Eigentlich tadelte sie bloß meine Unmusikalität an mir; darunter verstand sie den Umstand, daß ich kein Instrument spielte; aber sie tolerierte es dann doch wieder, als sie merkte, daß ich gern in Konzerte und Opern ging.

Am peinlichsten war sie auf dem sogenannten Ehrenpunkt, und das hatte sie von ihrem Vater, der in seinem Armeekorps ein sehr strenges Regiment führte. Geradezu von einer rücksichtslosen Unnachsichtlichkeit war er darin; oft schien es, als ob er viel mehr auf standesmäßige Auslese als auf militärische Tüchtigkeit halte, und der damalige Kurs unterstützte ihn ja in einer solchen Auffassung seiner Pflichten. Offiziere mußten gehen, weil irgendein näherer Verwandter von ihnen

kriminell geworden oder sonst in einen Skandal geraten war, und auf diesem Punkt ließ auch Judith nicht mit sich reden. „Es ist unmöglich, weiter mit ihm zu verkehren!“ sagte sie kurz, und dabei blieb es.

Bisher hatte ich es in richtiger Einschätzung der Gesellschaft vermieden, mir ein eigenes Fuhrwerk zu halten; nun schien es mir nach mancherlei Anzeichen an der Zeit, ein Auto anzuschaffen. Andere besaßen Dogcarts und Jagdwagen, Pferde und Reitknechte — lauter Dinge, die ihr nicht unwichtig waren; ich mußte also auch hier eine Anstrengung machen, um die Konkurrenz auszustechen. Ich bestellte mir einen eleganten sechssitzigen Fiat, weil diese Marke im letzten Gordon-Benett-Rennen triumphiert hatte. Gleichzeitig verpflichtete ich einen Chauffeur. Im Hintergebäude des Hauses, in dem ich wohnte, stand gerade eine Autoremise frei; diese mietete ich. Dem Chauffeur richtete ich eine leere kleine Wohnung im Seitenflügel ein, die mit der meinen telephonische Verbindungen bekam. Außerdem ließ ich ihm bei einem feudalen Schneider eine Livree machen. Meines Erfolges konnte ich sicher sein. Judith bat ich, mir den kommenden Sonntag frei zu halten; was ich vorhatte, hielt ich geheim. Sie hatte ein richtiges sogenanntes Faible für elegante Karosserie, vor allem aber für Autos. Von der ersten Fahrt, die ich mit ihr machte, hoffte ich als ihr offizieller Verlobter nach Hause zu kommen; bisher hatte sie sich immer noch Spielraum offen gehalten.

Auf den Dienstag war mir das Auto versprochen; ich bekam es aber erst am Mittwoch. Es wäre richtig gewesen, den Wagen durch den Chauffeur nach Hause fahren zu lassen; ich konnte aber dem Reiz nicht widerstehen, mich selber hineinzusetzen und es gleichsam als Triumphator in eigener Person heimzubringen. Ich stand nun auf der Höhe des Lebens; das Symbol meines Sieges über alle widerstrebenden Umstände war dies glänzende, große, starke, schnelle, elegante Fahrzeug. Noch wenige Wochen, und das Gebäude meiner Zukunft stand fest und nicht mehr zu erschüttern auf der sichern Basis, die ich ihm umsichtig geschaffen hatte. Ich saß in dem luxuriösen Polster, mit höchstem Geschmack gekleidet, den Zylinder auf dem Kopf und den Stock mit goldener Krücke zwischen den Knien, eine Rosenknospe im Knopfloch, den schnittig livrierten Chauffeur vor mir, und das Auto glitt so leicht und wiegend zwischen den Menschen hin, daß ich beinahe in Gefahr stand, vor lauter Genugtuung und Befriedigung einer leichten Melancholie zu erliegen; so nahe wohnen die Stimmungen beisammen. Es war später Abend. Die Laternen brannten schon. Die Sichel des zunehmenden Mondes lag wie eine goldene Fibel auf der blauen, leicht in Gold brokatierten Seide des abendlichen Frühlingshimmels. Alles schien Glück und Freude zu versprechen, und indem ich mich an eine griechische Sage erinnerte, die ich auf der Schulbank des Gymnasiums gelernt hatte, streifte mich zum zweitenmal eine seltsame dunkle Unruhe; ein wenig Anfechtung von außen, ein widersprechendes Zeichen der Umwelt wäre mir willkommen gewesen. Schemenhaft ging mir die Erinnerung an die Mutter durch den Kopf. Sie hatte nun seit Jahren nicht mehr geschrieben; ob sie meine Briefe bekam, wußte ich nicht. Dann dachte ich wieder an Judith und den Sonntag, an den Ulanenoffizier, der neuerlich mit mir in scharfe Rivalität getreten war — und da hatte ich den gewünschten Widerspruch. Er munterte mich auf und belebte mein Selbstgefühl, stachelte meine Unternehmungslust und meine Phantasie, und mit neu erfrischten Nerven bog ich um die letzte Straßenecke und fuhr nun die breite Allee hinauf, meinem Haus zu. Da bemerkte ich, daß aus meinen Fenstern ein Licht durch die Bäume schimmerte; es war also Besuch da, der auf mich wartete, und um mein Geheimnis nicht vorzeitig preiszugeben — auf der Heimfahrt hatte ich abgelegene Wege gewählt — ließ ich halten und stieg aus, bevor ich gesehen werden konnte.

Mit federnden Schritten, die mich meine Gesundheit und Elastizität spüren ließen, ging ich vollends nach Hause, schloß auf, trat in den Fahrstuhl und öffnete droben. Ohne Zylinder und Stock erst wegzulegen, ging ich geradenwegs auf den Salon zu, drückte in angenehmer Erwartung die Klinke nieder und stand im

nächsten Moment vor einem Paar alter, sichtlich verkommener Menschen von zerrüttetem Aussehen, die meine Mutter und der Opernsänger waren. Meine Mutter hatte einen abgetragenen, fleckigen, braunen Plüschmantel an, dazu einen unmöglichen bunten Hut und zerrissene Schuhe, der Stiefvater einen speckigen Ueberzieher, gestreifte Hosen und nagelneue gelbe amerikanische Schnürschuhe; er sah viel weniger abgerissen aus als meine Mutter und machte auch einen besser genährten Eindruck. Das war übrigens die erste Beobachtung, die ich machte. Er kam mir mit pathetisch ausgestreckten Händen entgegen. „Ah, da hätten wir diesen sagenhaften Sohn — diesen Vogel Phönix — diesen — diesen Lohengrin...!"

Ich betrachtete ihn nicht mehr; meine ganze Aufmerksamkeit war nun auf meine Mutter konzentriert. Daß sie das Todesurteil für meine höchsten Hoffnungen mitbrachte, hatte ich bereits begriffen. Ich hatte es auch schon toleriert. Was mir von meiner Mutter kam, das war eo ipso unwidersprechlich, Schicksal, Sakrament. Ein Blick in ihr Gesicht und über ihre verfallene Gestalt sagte mir alles; was waren da noch Hoffnungen, Pläne, Einbildungen! Großer Gott im Himmel, sie hatte die Pocken gehabt, und ihre Gesichtshaut war mit Narben übersät. Sie hatte auch die Malaria gehabt; sie war gelb und abgemagert, und ihre Augen lagen tief in ihren Höhlen. Und darüber dieser unmögliche bunte Hut! In mir drehte sich das Herz um. Sie sah mir aufmerksam und erwartungsvoll entgegen — das war noch wie früher — und lächelte. Ich gestehe, daß ich furchtbar ergriffen war; ich konnte kaum sprechen. Wie einen fremden Menschen hörte ich mich selber stammeln: „Mutter...! Da bist du ja wieder! Mein Gott...!" Ich wollte sagen: „Wie ist dir mitgespielt worden!" Aber ich fragte: „Wartest du schon lange hier?" Diese furchtbare Belanglosigkeit in solchen Augenblicken!

Sie reichte mir wie früher die Hand zum Kuß — und ich küßte sie. Sie trug rehbraune Garnhandschuhe mit kurzen Fingern; die Handschuhe waren nicht mehr sehr frisch, sie waren sogar ziemlich schmutzig.

„Etwa eine Stunde!" bemerkte sie nun, als ob sie nicht aus jener Welt nach vielen trauervollen Jahren zurückgekehrt wäre, sondern eben nur einen gelegentlichen Besuch aus der Nachbarschaft machte. „Aber wir haben uns nicht gelangweilt. Wir haben uns hier umgesehen. Wie elegant du wohnst! Und wie fein du angezogen bist! Hier fuhr ein vornehmes Auto ein; ist das vielleicht auch deines?"

„Wir," sagte sie. „Wir haben uns umgesehen." Das gab mir einen Stich. „Hast seiner Frau die Hand geküßt!" sagte irgendeine Stimme zu mir. Er wird es als Erfolg buchen. Aber mochte er. Das war nicht mehr als die Mücke im Gewittersturm. Da saß sie, diese unbegreifliche Frau, die Welt, aus welcher ich herstammte, das unübersteigliche Geheimnis, und hatte glänzende Augen, weil sie hier Eleganz und Noblesse bemerkte. Und was bedeutete dieser Zauber gegenüber ihrer Armut und Verkommenheit! Aus ihrem Mantel sah oben der zerknüllte und verschwitzte Kragen ihrer Bluse hervor; offenbar hatte sie bloß noch diese eine. Er bestand aus einer billigen Spitze, und die Halter stachen an zwei Stellen darüber hinaus. Ich verstand: sie hatte den Kampf gegen dies kleinliche Elend aufgegeben und war zu mir zurückgekommen, um sich von Grund auf helfen zu lassen. Auch das war von mir sanktioniert, bevor sie eine Andeutung davon machen konnte. Aber nun geschah dies Ueberraschende, das über mich kam wie eine Dämonie.

Der Opernsänger, an Prostitution gewöhnt, konnte sich von meiner Nichtbeachtung seiner ominösen Person nicht warnen lassen. „Jawohl, alles, was recht ist!" deklamierte er in seiner anrüchigen pathetischen Schauspielermanier wieder los. „Fürstlich, sage ich! Wie der Fürst von Arkadien! Mein Junge — alle Hochachtung! Hast deiner Mutter Ehre gemacht. Und deinen Vater — deinen Vater hast du im seligen Jenseits in den Peerstand erhoben! Aber ist sie nicht ein rührender Anblick, diese Ophelia, diese Beate? Ach, eine Frau ist das, mein Junge! Was sage ich? Eine Heroin! Eine geborene Heldenmutter! Das kannst du frei und frank hören, jawohl: sie hat

sich deinem Aufstieg in beispielloser Weise geopfert! Von — von mir ist — na — in keiner Weise die Rede — versteht sich! Was hab ich getan? Vor ihr gekniet hab ich. Sela! Tu das auch, mein Junge! Da ist sie nun wieder. Verzeih, mir greift das ans Herz. Jahre für diesen Augenblick gelebt und gedarbt, und nun...!"

Er brach in ein anspruchsvolles Altmännerschluchzen aus und barg das Gesicht in den Händen, an denen ich zwei große Steine leuchten sah; wie ich sofort erkannte, waren sie echt. Vielleicht hat sie sie ihm geschenkt. Zitternd vor Schreck und Wut hatte ich ihn seine Phrasen herplappern gehört. Mit letzter verzweifelter Anstrengung wie ein Ertrinkender kämpfte ich gegen die kalte Raserei, die ich in mir aufsteigen fühlte. Ich spürte, wie sie mir in die Kehle drang, wie mir der Frost die Wangen hinaufstieg, während mein Hirn zu glühen begann, und dann wurde es mir rot vor den Augen. Ich hatte den schweren Fehler gemacht, ihn schließlich doch anzusehen; als ich die Steine erblickte, war es um mich geschehen. Ich muß furchtbar ausgesehen haben. Mein Stiefvater, der schon während seines Geplappers in einer unverkennbaren Erregung befangen war — auch dies hatte mich gereizt wie Blutgeruch — hörte auf den Schlag zu weinen auf und starrte mich betreten an. Unwillkürlich setzte ich mich in Bewegung gegen ihn. Wahrscheinlich nahm ich eine drohende Haltung an; jedenfalls sprang er plötzlich mit einem Schreckensruf auf und griff nach dem Stuhl zur Verteidigung. Ich selber hatte keine Ahnung, was ich eigentlich von ihm begehrte; nur an den Leib wollte ich ihm, so viel war mir klar geworden. Er hatte Ringe an den Händen und neue gelbe Schuhe an, war wohlgenährt und zu großen Sprüchen aufgelegt. Warum fand ich es nicht umgekehrt? Hatte vor ihr auf den Knien gelegen. Besser wäre es für ihn gewesen, wenn sie Ringe und neue Schuhe angehabt hätte und er abgerissen und heruntergekommen meinetwegen wirklich vor ihren Füßen gelegen wäre. Das wollte ich ihm auch sagen; aber so sicher ich sonst meiner Sprache in allen möglichen Situationen gewesen war, hier vermochte ich nicht ein Wort, nicht einen Ton hervorzubringen. Aber plötzlich überzog eine graue Blässe sein Gesicht; dann wurde er rot, darauf blau, und im nächsten Augenblick brach er röchelnd zusammen; offenbar hatte ihn ein Schlag getroffen. Das ist die Wahrheit. Ich selber habe ihn mit keinem Finger angerührt. Trotzdem ist es wohl richtig, daß ich ihn getötet habe, zumal ich ja auch gar nicht weiß, was ich mit ihm gemacht hätte, wenn dieser Zwischenfall nicht eingetreten wäre. Möglicherweise hätte ich ihn mit einem Faustschlag eben dahin gebracht, vielleicht hätte ich ihn die Treppe hinuntergeworfen. Die Aerzte haben bei der Obduktion Arteriosklerose festgestellt; aber: „Wer zu seinem Bruder sagt: ‚Du Narr!', der ist des Todes schuldig", und ich sagte es zum Geliebten meiner Mutter. Das ist das Ausschlaggebende.

Mehrere Atemzüge lang war es darauf ganz still in dem Zimmer. Ich dachte nicht daran, dem Sterbenden beizuspringen, und meine Mutter saß unbeweglich auf ihrem Stuhl; ihren Gesichtsausdruck kann ich nicht mitteilen, da ich nicht wagte, sie anzusehen. Endlich erhob sie sich, und ich sah auf dem Teppich, daß sie sich in ihren zerrissenen Schuhen mit kleinen verlorenen Schritten dem Daliegenden näherte und dann bei ihm niedersank. Er war schon still und wurde jetzt wieder grau; wahrscheinlich war er bereits tot. Eine Hand zitterte noch leise; aber das wird nur ein Reflex gewesen sein, jedenfalls hatte er ganz das Aussehen eines Gestorbenen, und der Unterkiefer hing ihm schlaff und ohne Regung herunter. Mehrere goldene Zähne leuchteten aus der Mundhöhle. Die Augen stierten blicklos und gebrochen geradeaus. Meine Mutter weinte nicht und klagte nicht. Sie rang nicht die Hände und berührte auch nicht den toten Freund, um ihn etwa zu streicheln oder ihm die Augen zuzudrücken. Sie kniete nur still und unsäglich verlassen neben ihm und sah ihn an. „Hugo, mein Hugochen!" sagte sie einmal mit zitternder, verschüchterter Stimme. Zu weinen wagte sie offenbar nicht. Gott weiß, was sie gedacht und empfunden hat. Ihr Kleid hatte sich verschoben und ließ einen zerrissenen schwarzen Strumpf

sehen. Der weiße Unterrock war schon wochen-, vielleicht gar monatelang getragen; er starrte am untern Saum von Schmutz.

Ich fing an, auf und ab zu gehen, um zu denken, um mich von diesen furchtbaren Eindrücken irgendwie zu befreien; aber alles, was ich zu denken vermochte, war die Wahrnehmung oder die Vermutung: „Sie hat ihn geliebt! Sie hat ihn wirklich geliebt!" Sie hatte ihn mit den Ringen geschmückt. Sie hatte ihm die neuen gelben Schuhe gekauft, um mit ihm anständig auftreten zu können, um eine Rechtfertigung zu haben. Sie hatte sich selber vernachlässigt, um an ihm einen Halt zu haben, um an ihn weiter glauben zu können. Geradezu zur apodiktischen Gewißheit wurde mir das. Gott ist es bekannt, ob ich eine Spur Wahrheit damit gefunden habe. Und das alles hatte ich ihr zertrümmert. Das war der Sinn ihrer Stummheit. Haltlos, ratlos, freundlos, unsäglich durch mich verschüchtert, im Leben fremd geworden, an ihrem Ziel jammervoll enttäuscht — das war ihr Zustand, der Zustand, in den ich sie versetzt hatte. „Niemals wirst du ihr diesen Opernsänger ersetzen!" ging es mir durch den Kopf. Wie ein Abgrund gähnte eine Sinnlosigkeit des Daseins vor mir auf, die kein mit Selbstachtung begabtes Wesen ertragen kann. Furcht, Entsetzen, Ratlosigkeit, Wut, eine Ueberschwemmung trauervoller Empfindungen brach wieder über mich herein. Und immer da vor Augen diese vernichtete, herrenlose Existenz, die niemand mehr gehörte, dieser schreiende, mit Wahnsinn drohende Verfall menschlicher Werte, diese erschütternde Verkommenheit einer einstigen Eleganz und Grazie! Dies ist die äußerste Wahrheit, bis zu welcher ich mit meinen Gedanken in jenen Augenblick vorzudringen vermag: furchtbarer als alle andern Empfindungen zusammengenommen lastete auf mir das grenzenlose unerträgliche Mitleid mit ihr. Noch einmal bemerkte ich diesen bunten Hut und die grauen, unordentlichen Haare darunter, das Loch in dem schwarzen billigen Florstrumpf, den schmutzigen Unterrock — und dann ihr zerstörtes Paradies, beschlossen in einem eiteln, bombastischen, gutmütigleeren Menschen. Darauf zog ich meinen Revolver aus der hintern Hosentasche — da ich oft große Summen bei mir trug, führte ich immer eine kleine Waffe — und jagte ihr von hinten eine Kugel durch den Kopf. Sie fiel lautlos vornüber aufs Gesicht; ihre Wange lag auf dem fleckigen Ueberzieher des Opernsängers.

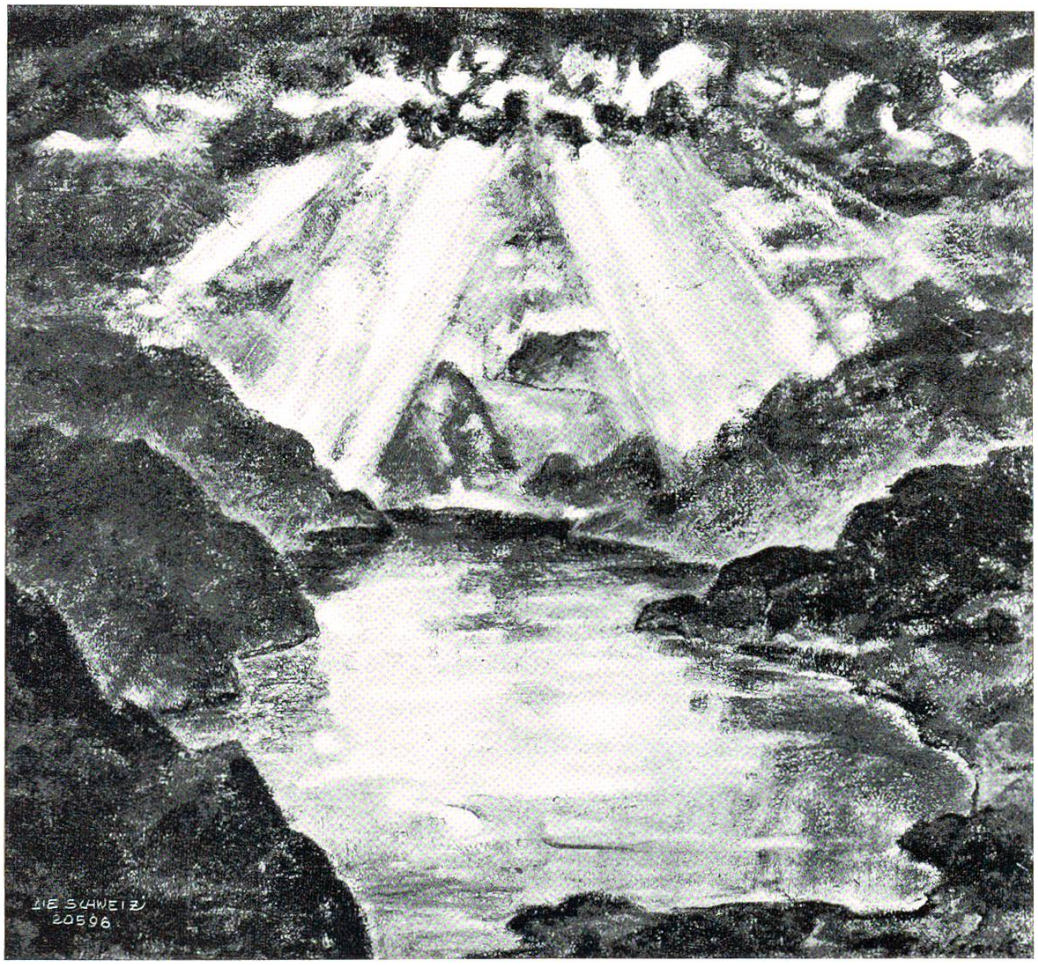
Dies ist der Tatbestand und mein Bekenntnis. Wenn mich jemand fragen wollte, warum ich schließlich meine Mutter erschoß, so müßte ich ihm nach der Wahrheit im Angesicht meines höchsten Richters antworten: „Ich weiß es nicht! Bist du hellsichtig und barmherzig dazu, so sage es mir! Amen!" Nein, ich weiß es nicht. Ich habe es getan, weil ich mußte und nicht anders konnte; aber hinter dem Mitleid spüre ich noch einen tieferen, mystischen Grund, zu dem ich bloß durch meinen eigenen Tod gelangen kann. Diese Erkenntnis ging mir auf, während der Vorsitzende mein Urteil verlas, und das ist der Grund meines jetzigen rückhaltlosen Bekenntnisses. Ich will sterben. Ich will es, weil ich will und weil meine Mutter wartet. Vielleicht — habe ich es getan, weil sie es wünschte.

In Gottes des Allmächtigen Namen. Amen!

* * *

Ich wollte meinem Leben selber durch Erhängen ein Ende machen; aber nun finde ich es nicht richtig, mit Gewaltmitteln einzugreifen. Besser und aussichtsreicher ist es, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Was ich tun konnte, war: das Revisionsbegehren zurückzuziehen. Ich bin zum Tod verurteilt und bekenne mich in einem gesonderten Schreiben in juristisch verbindlichen Formen schuldig. Diese Aufzeichnungen hier werden erst nach meiner ordentlichen Hinrichtung eröffnet werden. So wird sich alles natürlich und ohne Gewalt abwickeln. Ich bleibe in der Kausalität, in jener ungeheuern Abwicklung von Ursache und Wirkung, die das Weltall baut und erhält von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der Schemen meiner Mutter beginnt wieder zu lächeln, und ich kann wieder weinen. Allmächtige Unendlichkeit — nimm mich auf!

□ □ □



Willi Wenk, Riehen b. Basel. Thunersee. Oelgemälde.